

DIE FISCHMÄDCHEN

Copyright (c) 2009-2012 by Suzanne Latour

Mit den Fischmädchen ist es etwas ganz Besonderes – ja, auch ein wenig Trauriges – und man darf sie jedenfalls nicht mit den *Fischfrauen* verwechseln, die von viel derberer Statur, von unbekümmerter Robustheit und hier im Norden häufig anzutreffen sind; sie halten auf den Märkten ihre glitschige, rundäugige Ware feil, packen sie unerschrocken mit roten Händen an den Schwanzflossen und werfen sie –klitsch, klatsch! – in die eiserne Waagschale, sie schöpfen mit einer Schöpfkelle winzige rosige Krabben aus einem Topf, lassen kupferschimmernde Aale sich in durchsichtige Tüten schlängeln; sie geben, was die Verderblichkeit ihrer Meeresgeschöpfe anbelangt, sehr gerne ermunternde Ratschläge – „der hält sich bis Sonntag, aber frisch ist er am besten!“, und obwohl sie sich ihre Hände immer sehr sorgfältig an ihren karierten Schürzen abtrocknen, ist seltsamerweise das Wechselgeld, das sie über die Thekereichen, fast stets ein wenig feucht und kühl, als habe es seinerseits in Salzwasser gelegen – oder doch zumindest in Marinade. Kurzum, die *Fischfrauen* sind sehr ordentliche Frauen, lebensklug, irdisch und drall, selbst wenn sie Hochdeutsch sprechen, liegt ein Hauch von Platt darüber, sie lassen sich, wie man bei uns sagt, kein X für ein U vormachen, und wenn man sie einmal, unter vier Augen, nach jener befragt, die ihren Mann durch unmäßiges Wünschen um all sein ihm so unverdient zugefallenes Glück wieder gebracht haben soll, dann sind sie, nachdem sie sich Einzelheiten haben schildern lassen, doch sehr geneigt, dies für ein Märchen zu halten, obschon es, wie sie bei einem Gläschen Köm gerne einräumen wollen, „ja alles Mögliche geben soll.“ Die Fischmädchen nun unterscheiden sich von den *Fischfrauen* wie ein Seepferdchen von einer Flunder, und man erkennt sie auf der Straße gar nicht, weil sie so unauffällig sind, aber ich sage euch, ihr braucht nur in eine Fischfabrik zu gehen und eure Augen aufzumachen, dort werdet ihr eins finden. Sie sind schlank und zerbrechlich, haben dünne Finger, blasse Haut und sehr langes, glattes Haar, das zunächst wirkt, als habe es gar keine Farbe, bei Sonnenlicht aber von einem grünlich schimmernden Aschton ist. Es dient ihnen aber gar nicht zum Schmuck, die Vorschrift ist sehr streng, sie haben es im Nacken zusammenzubinden, zum Zopf zu flechten oder zum Knoten zu stecken und dann unter einer Haube zu verbergen, sie tragen weiße oder hellblaue Kittel, und ihre Arbeit besteht darin, den Fischen mit einem langen Messer den Kopf und die Schwanzflosse abzuschneiden, ihnen mit einem raschen Schnitt den Bauch aufzuschlitzen, die Eingeweide zu entnehmen und den verbleibenden Rest zum Filetieren fertig zu machen. Sie arbeiten mit der glei-

chen geübten Schnelligkeit wie ihre Kolleginnen, aber sie sind schweigsamer als diese, sie lachen weniger und manchmal nur aus Höflichkeit, und wenn man sie unvermutet anblickt, sehen sie oft ein wenig schuld-
bewußt aus, als hätte man sie beim Träumen erwischt; im Großen und Ganzen ist etwas an ihnen, als wären sie, trotz ihrer leichenfledderischen Tätigkeit durchaus imstande, Erbarmen mit der Kreatur zu haben, die zum Schlachten vor ihnen liegt, sofern diese nur ihren silberglänzenden Fischkopf heben und um Gnade bitten würde -was aber, soweit ich weiß, noch niemals vorgekommen ist.

In unserem Fall hieß das Fischmädchen Natascha.

Muß man denn, wenn man einen Namen trägt, der nach Samtjäckchen und Pelzkragen klingt, und langes Haar und dünne Finger hat, in einer Fischfabrik arbeiten? Oh doch, das muß man wohl, wenn der Nachname nur Müller lautet, was der Pracht schon ihren halben Glanz nimmt, sie wie mit Mehlstaub überpudert, mit dickem weißem Mehlstaub, wohlgemerkt, wenn man aus einem winzigen Städtchen jenseits der Grenze kommt, in welchem es außer Spitzeln, arbeitsscheuen Genossen, Fabrikschornsteinen und einem doppelzüngigen Bürgermeister nichts gibt, worüber ein Wort zu verlieren sich lohnt; wenn man in einem Häuschen lebt, das einem, so verfallen und schäbig, wie es ist, gehört und doch nicht gehört, weil man für Wasser und Strom kaum aufkommen kann; wenn man eine Mutter hat, die nicht arbeiten darf, und einen Bruder, der nicht will, weil er ja immerhin noch zur Schule geht, und wenn schließlich die Frauen, bei denen Natascha sich Rat holt, zu schwärmen beginnen, wie angenehm es sei, jeden Monat über eine feste Summe Geldes verfügen zu können – nun, wenn alle diese Umstände zusammentreffen, dann kann es sein, daß man sich plötzlich als Fischmädchen verdungen hat, ohne recht zu wissen, wie es dazu gekommen ist, es wäre einem vorher gar nicht eingefallen. „Und zu Ostern, zu Pfingsten, zu Weihnachten und zu Silvester Fisch, Natascha! Einen ganzen Korb voll Fisch! Ist das nicht großzügig?“ Natascha denkt nicht an den Fisch, sie denkt an die zwölf Monatslöhne, die ihr bald zustehen sollen, während sie mit ihrer sauberen, schön abgerundeten Mädchenschrift ihren unpassenden Namen auf ein sehr dünnes Blatt Papier setzt, das selber noch aus drei weiteren Bogen besteht; der unterste wird ihr ausgehändigt, auf diesem ist ihre Schrift, obwohl sie den Stift mit Bedacht gehandhabt hat, kaum noch zu lesen und sieht geradezu schwind-süchtig aus. Sie darf nun wählen zwischen einem weißen Kittel und einem hellblauen; im weißen sieht sie aus wie eine Krankenschwester, im hellblauen wie eine Genesende, sie entscheidet sich für den weißen, trotz der Bemerkung ihres Vorgesetzten, daß diese Art von makelloser Reinheit kaum den ersten Tag, ja strenggenommen nicht einmal die

erste Stunde überstehe. „Die Reinigung übernimmt selbstverständlich die Firma," dies fügt er noch hinzu, dann öffnet er eine Tür und führt Natascha einen langen Gang entlang und zwei Treppen hinunter in eine zugige Halle; dort überläßt er sie der Obhut einer älteren, dünnlippigen, wortkargen Frau, sie ist die Älteste von den Arbeiterinnen und auch am längsten hier, von ihr wird das Fischmädchen sein blutiges Handwerk lernen. – Und nun ist es geschehen, nun klingelt auch für Natascha der Wecker um halb vier, sie angelt schlaftrunken nach ihren Kleidern, tappt im Dunkeln, auf Zehenspitzen, die enge Treppe hinunter in die Küche, wäscht sich dort das Gesicht mit heißem Wasser, trinkt schwarzen Kaffee und macht sich belegte Brote; eine halbe Stunde später, nachdem sie sich das Haar gekämmt und ihre Tasche gepackt hat, verläßt sie das Haus und eilt, im Mantel, einen wollenen Schal um den Hals, mit Stiefeln an den Füßen, durch die neblige Stadt, durch die einsamen Straßen, die mit ihrer kränklichen Beleuchtung, zu jener Stunde, da es nicht mehr Nacht ist und noch lange nicht Morgen, aussehen wie die Straßen einer Geisterstadt, in der man niemanden ansprechen darf, der Bushaltestelle zu, während die Spitzel, die neuerannten Parteimitglieder und der doppelzüngige Bürgermeister noch friedlich in ihren Federbetten liegen und sich auf wunderlichen Traumreisen von ihrer im besten Pflichtbewußtsein ausgeübten, tagtäglichen Heuchelei erholen, die ein sehr anstrengendes, den guten Schlaf förderndes Gewerbe sein soll. Aus den umliegenden Straßen tauchen die anderen Frauen auf und gehen mit raschen Schritten, hier eine und dort eine, plötzlich lösen sich ihre Gestalten aus dem Dunkel, dem Nebel, als gingen sie zu einer geheimen Versammlung, zumeist sind es ältere, aber ein paar jüngere sind auch dabei, Natascha kennt sie alle und kann sie beim Namen nennen. Sie sammeln sich alle an der gleichen magischen Ecke, eine Backsteinfassade und blinde Fensterscheiben, mehr ist es nicht, kein Schild, keine Nummer, keine Beschriftung gibt es, die erkennen ließe, daß hier an jedem grauen Werktagsmorgen ein Bus zu halten pflegt, in welchem die wartenden Frauen verschwinden, eine nach der anderen steigt ein und alles, was von ihnen zurückbleibt, sind ein paar Zigarettenstummel auf dem feuchten Pflaster. Der Bus kommt auf seltsam pünktliche Weise fast stets zwei Minuten zu spät, Natascha kann es auf ihrer Armbanduhr mitverfolgen; aber sobald eine von ihnen die anderen ansieht und sagt: „Vielleicht kommt er ja heute gar nicht – !" -nun, dann kommt er. Er kommt von den umliegenden Dörfern, das gottverlassene Städtchen ist nicht seine erste, sondern seine letzte Station, er ist bereits halb voll und man muß Platz nehmen, wo man noch welchen findet. Natascha klettert über ein Paar dicker Beine in wollenen Strümpfen hinweg und läßt sich auf einem Ecksitz nieder; am Fen-

ster zieht es ein wenig, dies ist ein Vorteil, denn vor allem an feuchten Wintermorgen verwandelt sich die Luft hier drinnen während der anderthalb Stunden, die die Fahrt dauert, in ein ungutes, Übelkeit erregendes Gemisch aus verbrauchtem Atem, Parfüm, Haarspray und Zigarettenrauch, das die hier versammelten Gesichter noch bleicher, noch unausgeschlafener, noch erbarmungswürdiger aussehen läßt, als es die blauen Birnen über den Sitzen allein schon fertigbringen. Der Busfahrer ist von der schweigsamen Sorte, aber freundlich; er würde auch Narren oder Taubstumme fahren, wenn man ihm das auftrüge, seine Aufgabe ist es, die Insassen ihrem Bestimmungsort zuzuführen, was sie dort treiben, geht ihn nichts an. Aber er sorgt dafür, daß sie es guthaben, solange er sie fährt, er fragt, ob er die Heizung höher stellen soll, er schaltet für sie das Radio ein, und die zuckrige, geigentriefende Fahrstuhlmusik, die aus den Lautsprechern dringt, wiegt zusammen mit der stickigen Luft die Hälfte der Passagiere in eine Art von besinnungslosem Halbdämmer, die anderen unterhalten sich mit leisen Stimmen, und zwei Sitze vor Natascha flüstern und kichern zwei der jüngeren Frauen miteinander, sie sind glücklicher dran als der Rest, sie haben etwas zu flüstern und zu kichern. Natascha ißt das erste ihrer belegten Brote und sieht aus dem Fenster, das Gesicht dicht am Glas, aber darauf bedacht, nicht vor der Zeit die Scheibe vollzumatmen. Die Schornsteine, Schuppen und verlassenen Lagerhallen haben sie hinter sich, was nun kommt, ist Rübenfeld und Rübenacker, Knick und Bruch, trostlose Weidenzäune, braunes Wintergras, und in der Ferne eine Andeutung von Wäldern in der nebligen Morgendämmerung. Was denkt das Fischmädchen Natascha, wenn es nach draußen über die Felder sieht? Es denkt, daß an diesem Tag Montag ist, also der nächste ein Dienstag, und der übernächste bereits Mittwoch, und daß damit die Woche schon so gut wie vorbei war, denn nach Mittwoch kamen ja nur noch Donnerstag und Freitag, das war so gut wie nichts, und danach kam das Wochenende –was konnte am Wochenende nicht alles geschehen! Man konnte zum Beispiel ein wenig Mut fassen und noch einmal zu jenem trübseligen Café am Marktplatz gehen und unauffällig durch die Fensterscheiben spähen –vielleicht ist der junge Mann wieder dort, den sie schon zweimal an einen der runden Tische hat sitzen sehen; er trank Kaffee und schrieb etwas in ein Notizbuch, eine aufgefaltete städtische Zeitung vor sich; er ist ein Fremder hier, man sieht es gleich, er trägt so kostbare Kleider wie sonst niemand, nicht einmal der Bürgermeister, von den Spitzeln gar nicht zu reden. Er ist groß und blond und bezaubernd hübsch, er ist bestimmt ein Segler, er *muß* ein Segler sein, sein Haar sieht aus wie von der Sonne gebleicht, es hat keinen stumpfen Aschenton wie Nataschas. Ja, vielleicht sitzt er wieder dort, dann kann sie die Tür aufziehen und

rasch und unbemerkt eintreten und sich an seinen Tisch setzen, nachdem sie vorher um Erlaubnis gebeten hat – er wird sie geben müssen, alle anderen Tische sind besetzt, am Marktplatz ist dieses das einzige Café, das auch um die Mittagsstunde geöffnet ist. Sie wird bei ihm sitzen, sie wird aus ihrer Tasse trinken, sie wird ihm zusehen, wie er sich etwas aus der Zeitung notiert, und schließlich wird sie etwas zu ihm sagen: „Es ist sehr kalt für diese Jahreszeit, nicht wahr?“ oder: „Sie sind wohl auf der Durchreise?“ – etwas in der Art, es darf ja nicht zu aufdringlich sein. Und darauf wird der junge Mann etwas erwidern oder doch zumindest murmeln, er ist vielleicht ein wenig schüchtern, und nach einer Weile wird er den Kopf heben und sie ansehen, indem er so tut, als sehe er an ihr vorbei, er wird ein wenig erröten, und dann fragt er sie, ob sie aus dieser Stadt sei. Und nachdem Natascha dies bejaht hat, wird er sagen: „Aha!“, er wird noch ein wenig röter im Gesicht, er beugt sich wieder über sein Blatt, er notiert etwas aus der Zeitung, was er schon einmal notiert hat, und schließlich hebt er wieder den Kopf und sieht sie wieder so an, als sehe er an ihr vorbei – aber da gibt es plötzlich einen schmerzhaften Ruck und ein fast ohrenbetäubendes Zischen: der Bus hat gehalten, die Türen haben sich geöffnet, sie sind bereits auf dem Hof der Fischfabrik, und obwohl Natascha die ganze Zeit über mit offenen Augen aus dem Fenster gesehen hat, hat sie nicht einmal bemerkt, wie sie am Hafen entlangefahren sind, dort hält sie manchmal nach Schiffen Ausschau, nach Lotsenbooten, Elbkähnen und aufragenden Masten. Sie klettert mit den anderen Frauen hinaus, etwas steifbeinig und benommen; die Luft ist frischer hier, es weht ein feuchter Wind von der See, er bringt Regen mit und schwarzblaue Wolken; auf dem roten Dachfirst sitzen die Möwen und begrüßen mit schrillum Kreischen die Frauen, die ihnen ihr Handwerk streitig machen. Natascha schließt ihren Spint auf, zieht ihren weißen Kittel über und flicht sich das Haar zu einem Zopf, der ihr bis weit über den Rücken reicht; sie muß dazu nicht einmal in den Spiegel sehen. Zum Schluß nimmt sie ihr Messer, zum Träumen ist keine Zeit mehr, acht lange Stunden liegen vor ihr, in denen sie zweitausendachthundertundachtundachtzig Fischen den Kopf und die Schwanzflosse abtrennen muß.

Und so verrinnen die Tage, die Wochen, die Monate, im Herbst hat Natascha ihren Vertrag unterschrieben und nun ist es plötzlich März, und da sie vergessen hat, die Blätter an ihrem Kalender abzureißen, muß sie es nun auf einmal nachholen. Wo sind Nataschas Tage hin? Sie liegen als welcher Haufen auf dem Boden ihres Zimmers. Das Zimmer ist winzig klein, hat drei schiefe Wände und eine Blumentapete. Das Fenster geht nach Osten, in der Mitte steht ein Bett aus Eisen, dessen Federn quieken, wenn man sich draufsetzt, ganz gleich, wie vorsichtig

man es tut. Auf dem Bett sitzt Natascha und raschelt mit ihren bloßen Füßen in dem Haufen von Kalenderblättern, aber da sie ein ordentliches Mädchen ist, tut sie das nicht lange, schließlich kniet sie nieder, nimmt ihn auf und stopft alles in den Papierkorb, und ermahnt sich dabei streng, es nicht mehr so weit kommen zu lassen. Zu Ostern bringt sie einen Korb Fisch mit nach Hause, es ist bereits das dritte Mal, und ihre Mutter nimmt ihn im Flur entgegen, als hätte sie darauf gewartet; sie verschwindet damit in der Küche, eine Stunde später sitzen sie zu Tisch, und an Nataschas Platz steht ein goldener Teller mit den besten Stücken; es ist der einzige goldene Teller im Haus. Aber was tut das undankbare Fischmädchen? Es setzt sich an den Tisch, preßt die Lippen aufeinander, schiebt den Teller von sich fort und sagt mit großer Heftigkeit: „Ich esse keinen Fisch!“ „Natascha! Wie kann man nur so unvernünftig sein! Früher hast du sehr gerne Fisch gegessen! Wenn man sich ein bißchen zusammennimmt und –“ „Ich esse keinen Fisch!“ „Außerdem habe ich ihn so schön für dich zubereitet!“ „Ich esse keinen Fisch und dabei bleibt's!“ „Das macht sie absichtlich, Mama, damit wir ein schlechtes Gewissen bekommen –“ „Du sollst die Klappe halten!“ „Natascha, ich bitte dich! Iß!“ „Nein,“ sagt Natascha und dabei bleibt es, der Bruder angelt sich den goldenen Teller herüber, das Fischmädchen ißt Pflaumenmusbrot und trinkt dazu schwarzen Tee. Danach nimmt sie ihren Mantel und verläßt das Haus, sie geht spazieren, wie sie es an manchen Abenden tut, wenn sie nicht zu müde dazu ist. Es ist noch immer kalt und windig, die Sturmhexe reitet über die Felder und jagt schwarzblaue Wolken vor sich her, sie prescht durch Pfützen, setzt über Gräben, wirft mit feuchter Erde und schlägt mit nassen Dornenruten, was ihr in den Weg kommt. Manchmal fegt sie den Himmel blank, aber niemals für lange, oder nur, um neue, noch schwärzere Wolken darüber hinzujagen. Natascha geht mit gesenktem Kopf, zerpflückt mit klammen Fingern einen Tannenzapfen, und fragt sich, warum sie unglücklich ist; vielleicht liegt es daran, daß sie den schönen Fremden nicht mehr wiedergesehen hat; er ist nicht mehr in ihre Stadt gekommen und dabei wäre sie ihm so gerne noch einmal begegnet, nur um zu sehen, ob er wirklich so strahlend helle, eisblaue Augen hat, denn solche Augen hat sie ihm in ihren Träumen gegeben. Ach, es ist so schwierig, ihn immer wieder wie aus dem Nichts zu beschwören, selbst ein Traum muß sich um ein Körnchen Wahrheit ranken, damit es ein wirklich schöner Traum ist und nicht ein bloßes Fantasiegespinnst. Und auch ihre Arbeit fällt ihr seltsam schwer, schwerer noch als vor ein, zwei Wochen, vielleicht ist es die Sturmhexe, vielleicht das Frühjahr, vielleicht etwas in Natascha selbst, das sie mit solcher Unruhe erfüllt, mit solch bitterlicher Traurigkeit; sie kann es sich nicht erklären, aber eine der anderen

Frauen, mit der sie gesprochen hat, hat ihr erzählt, ihr sei es am Anfang auch so ergangen, aber wenn man dies erst einmal durchgestanden habe, dann könne einem nicht mehr viel geschehen. Und so schluckt das Fischmädchen seine Traurigkeit hinunter und geht weiter, am Bach entlang, Tannenzapfensamen hinter sich drein streuend, und wenn der Fremde mit den eisblauen Augen nur hinter einem Baum stünde, dann könnte er jetzt den Samen aufheben und ihr folgen, sie würde ihn nicht daran hindern. Aber es folgt ihr niemand, bald steht Natascha wieder vor der Schwelle ihres Hauses und zögert, als sie sich die Schuhe abtritt, ob sie noch einmal über die Schulter zurücksehen soll, aber dann tut sie es nicht, sie tritt ein und zieht leise die Tür hinter sich zu. Und dann ist wieder Morgen, Dienstag morgen, und wieder steht sie vor dem Band, auf welchem die toten Fische liegen, und greift sich die heraus, die für sie bestimmt sind, sie beißt die Zähne zusammen, um sich zu beherrschen, aber dafür zittern ihr die Hände, in manchen Augenblicken so stark, daß sie befürchtet, die anderen könnten es bemerken. Aber niemand achtet auf sie, sie haben alle mit ihren eigenen Fischen zu tun, sie arbeiten auf die Mittagspause zu, und auch Natascha sieht immer wieder auf die Uhr, die dort drüben an der Wand hängt, obwohl es klüger ist, das nicht zu tun. Die Minuten dehnen sich, es ist noch eine ganze Stunde, es ist fast unmöglich, so lange die Zähne zusammenzubeißen, dieser Tag ist schlimmer als alle vorherigen, und schließlich, just in dem Augenblick, da Natascha schon glaubt, wenn sie jetzt jemand anstößt oder mit dem Ellbogen berührt, so wird sie ihr Messer fallen lassen und hinausstürzen, oder etwas ganz Unerwartes, Verabscheuungswürdiges tun, da fängt plötzlich der Fisch, nach dem sie eben gegriffen hat, es ist ein kleiner, mickriger, blausilberner Hering, an zu zappeln, als wäre doch noch Leben in ihm, und spuckt ihr eine Perle in die linke Hand. Einen Moment lang steht das Fischmädchen stockstarr, es glaubt zu träumen, es versucht, sich zu besinnen – aber nein, es träumt nicht, hier ist die Perle und hier der zappelnde Hering – und nach einer weiteren Sekunde der Überlegung stopft sie beides zusammen in die Tasche ihres Kittels und greift nach dem nächsten Fisch, der unzweifelhaft tot ist, und setzt diesem das Messer an; sie arbeitet mit gesenktem Kopf, mit blutroten Wangen, das Herz klopft ihr bis in den Hals – wenn es jemand gesehen hat, oh, hoffentlich hat es niemand gesehen!